Rede

zur

Feier der Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs

Gehalten am 18. Januar 1896

in der

Collegienkirche zu Jena

von

Rudolf Hirzel

d. Z. Prorektor der Universität

In Druck gegeben auf Veranlassung des akademischen Senats

Leipzig

Verlag von S. Hirzel

1896.



Rede

zur

Feier der Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs

Gehalten am 18. Januar 1896

in der

Collegienkirche zu Jena

von

Rudolf Hirzel

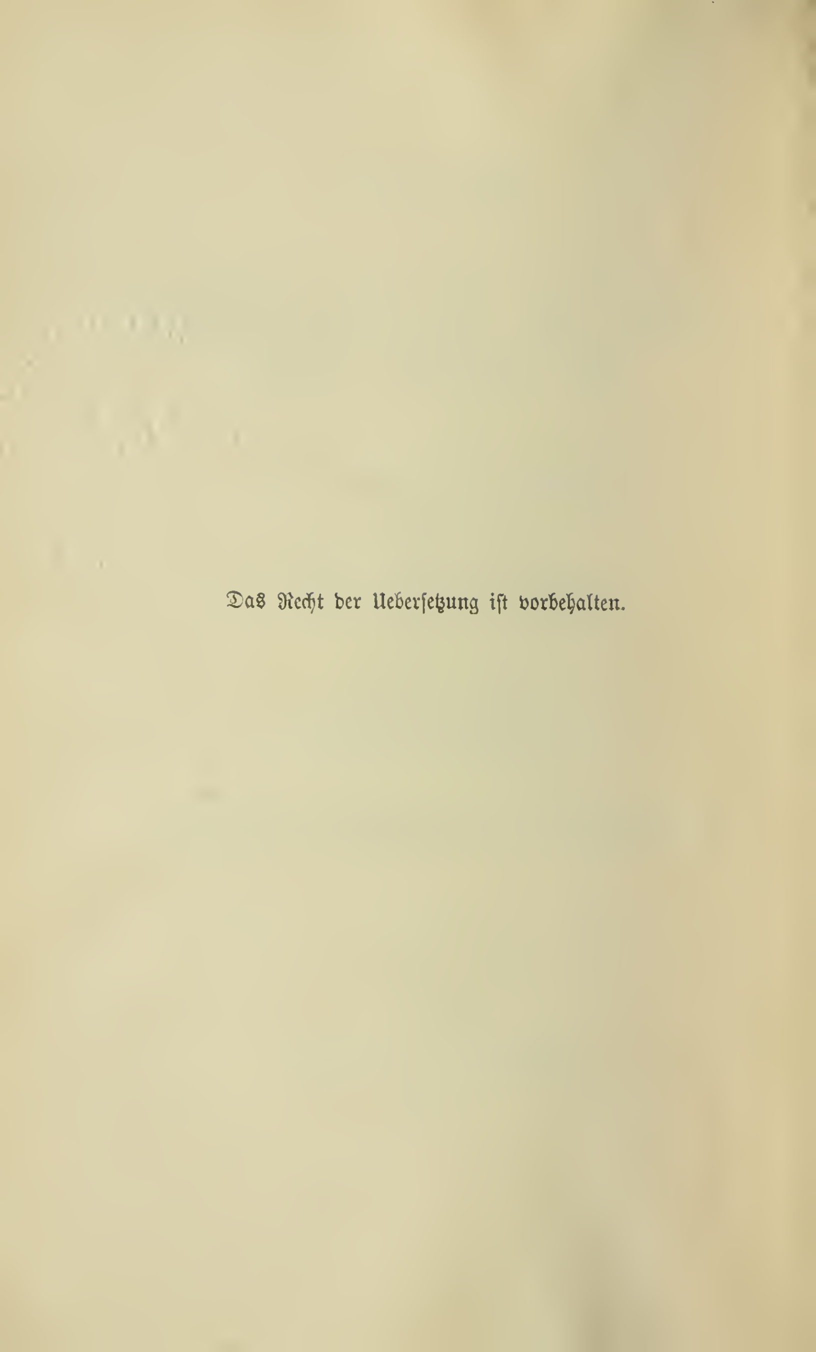
d. Z. Prorektor der Universität

In Druck gegeben auf Veranlassung des akademischen Senats

Leipzig

Verlag von S. Hirzel

1896.



Hochansehnliche Versammlung!
Liebe Collegen und Commilitonen!

Am 18. Januar 1701 wurde Friedrich I. als König von Preußen gekrönt, am 18. Januar 1871 wurde im Schlosse zu Versailles die Einheit der deutschen Nation unter Kaiser Wilhelm feierlich verkündet. „An dem heutigen", hieß es in dem Armeebefehl Seiner Majestät, „an dem heutigen, für Mich und Mein Haus denkwürdigen Tage nehme Ich, im Einverständniß mit allen deutschen Fürsten und unter Zustimmung aller deutschen Völker, neben der Mir durch Gottes Gnade vererbten Stellung des Königs von Preußen auch die eines deutschen Kaisers an". So hatte endlich Deutschland, die verlassene Braut, den kühnen und glücklichen Werber gefunden, nach dem der Kaiserherold unseres ersten Freiheitskampfes vergeblich gerufen hatte. Damit erreichten die größten Ruhmesthaten der neueren Geschichte einen äußeren glänzenden Abschluß. Es ist wie ein Abschiedsgruß, den wir jetzt der großen Zeit bringen. Noch einmal nach 25 Jahren lodert hell die Flamme der Erinnerung auf, um dann zwar nicht — das hoffen wir — zu erlöschen, aber ruhiger weiter zu glimmen.

1*

Wie ganz anders war doch die Fahrt dieses jüngsten Kaisers zu seiner Krone als die seiner Vorgänger! Nicht als ein Bettler mit ärmlichem Gefolge kam er und empfing sie von fremder Hand, in beispiellosem Siegeslaufe zog er an der Spitze seines Heeres bis vor die Wälle der feindlichen Hauptstadt; ganz Deutschland folgte dem greisen Fürsten, der die Kaiserkrone nicht erstrebte, dem sie ungesucht als der Lohn tapferer und gerechter Arbeit zufiel. Das ist das Sittliche, das Erhebende des großen Krieges, dessen Andenken wir feiern: wir hatten nichts für uns begehrt und Alles, viel mehr als wir hätten begehren können, ward uns zu Theil.

In die Tage stiller ruhiger Arbeit der Deutschen an der Neuordnung ihres Staates fiel die Herausforderung des gallischen Imperators. Wer beschreibt die ängstliche Spannung der Gemüther, wer aber auch den Jubel, als die Entscheidung gefallen war und Deutschland wie auf einen Schlag in Waffen starrte, um die Schmach abzuwehren. Fortan gab es nur den einen Gedanken an das Vaterland. Ihm dienten, die pflichtig oder freiwillig zu den Fahnen eilten, ihm auch die daheim blieben, ihm auch Frauen und Mädchen. Eine mächtige Seele arbeitete leidenschaftlich in dem erregten Ganzen des Volkes, und einem gewaltigen Schicksal, das in unsere Kreise trat, gelang, was keine diplomatische Kunst vermocht hatte,

die Einheit der Deutschen. Nord und Süd, die lange Getrennten, die noch soeben in mörderischem Bruderkriege miteinander gerungen hatten, traten jetzt Schulter an Schulter dem frechen Eindringling gegenüber. Der gewaltige Waffenzorn der Germanen war wieder einmal erwacht. Und doch — das dürfen wir ehrlich bekennen — von Uebermuth blieb dieses im Grunde tief bescheidene Volk auch damals gänzlich frei. Nicht von Siegen träumten wir, sondern von Niederlagen und nur mit Schmerz und Ingrimm sahen wir auf die reichen Gefilde des Rheinlands, die gesegneten Gebreiten des deutschen Stroms, die wir schon in den nächsten Tagen von französischen Heeresmassen überzogen wähnten. Auf dem alten Kriegstheater der Pfalz, meinten wir, würde auch dieses neue blutige Drama sich abspielen. Und nun auf einmal, wie verwandelte sich Alles! Aus den dunkeln Zukunftswolken heraus drangen wie Blitze die Siegeskunden von Wörth und Weißenburg. Auf finstere Nacht folgte lichte Helle, Sieg auf Sieg war fortan unser Schicksal, ein herrliches, aber auch ein ernstes Schicksal. Denn wer vermöchte ohne tiefen Schmerz zu gedenken der lang gestreckten Höhen von St. Privat und Gravelotte, die übersät waren mit den Leichen der Unsrigen, die dort in den ewigen Schlaf sanken und denen nicht vergönnt war, das gelobte Land, die wiedererstehende Herrlichkeit des

Vaterlandes, zu schauen — eine rechte Mahnung treuer Pflichterfüllung, die ihren einzigen Lohn in sich selber findet; und wohl mochte, dem Griechenlehrling unseres Dichters gleich, von richtendem Ernste schauern, wer durch die Feindesleichen bei Sedan schritt. Sedan! Wie hell klingt dieser Name an ein deutsches Ohr: das bezeugen noch alljährlich die Feuer, die wir dem großen Tag zu Ehren auf unseren Bergen entzünden. „Besiegt und geschlagen das tapfere Heer und der Kaiser, der Kaiser gefangen!" Niemand ermißt mehr den Jubel, den diese Kunde bei denen erregte, die in Mühen und Entbehrungen aller Art, mit Einsetzung ihres Lebens, um den hohen Preis gestritten hatten. Das erlebt man nur, um es eines ganzen Lebens werth zu finden.

Sedan war die Wende des Kriegs. Von nun an entschied sich, daß der Krieg nicht der Dynastie galt, sondern daß es ein Krieg unserer Zeit, des Volkes mit dem Volke war. Altes und Neues, Vergangenes und Gegenwärtiges, wurde jetzt abgerechnet. Deutschland stand nun gegen Frankreich: die Heroen des einen Volksthums stritten gegen die des andern; der erste Napoleon und seine Marschälle waren um die kaiserlichen Adler, nach ihnen erhob sich das Phantom der ersten Republik und zur Vertheidigung seines Elsaß Ludwig XIV., den deutschen Heereszug aber umschwebten von Anbeginn dieses heiligen

Krieges an die Geister Scharnhorst's, Blücher's und Gneisenau's.

Sedan war die Wende des Kriegs. Ein neues Leben regte sich in den Seelen der Deutschen daheim und im Felde. Noth und Sorge traten zurück und eine lichte Zukunft that sich vor unseren Augen auf. Nicht umsonst heißen wir Deutschen das Volk der Träumer und diesmal hatten wir ein Recht zu träumen: wir hatten erlebt, was über alle Träume hinausging. Jetzt traten sie wieder hervor aus den stillen Tiefen der Seele, gelockt von dem Lichte des neuen Tags, die Träume von der alten Kaiserherrlichkeit der Hohenstaufen und Ottone, von der die einzelnen Fürsten überragenden und die getrennten Stämme vereinigenden Macht, die Gedanken wurden wieder lebendig an die früheren Grenzen unseres Reichs. In solche Träume fiel die Nachricht von der Einnahme Straßburgs. Nun stand fest, daß die wunderschöne Stadt, das Grab abermals so manches deutschen Soldaten, daß die Stadt der Reformation, die Stadt, geweiht durch unsern größten Dichter, wieder uns gehörte, daß die Glocken des alten Münsters hinfort nur über deutsches Land erklangen. Ueberall traten solche Gedanken hervor; in den Höhen und Tiefen des deutschen Heeres, von den Fürsten und Führern wurden sie verhandelt, wie am Bivouakfeuer, im Sternenscheine. Eine natürliche

Nothwendigkeit lag darin und man glaubte nur einem Gebote historischer Gerechtigkeit zu dienen.

Was wollte diesen vordringenden Gedanken und Hoffnungen der Deutschen gegenüber der Name der Republik besagen, den die Gegner uns als Schild entgegenhielten! Wir Deutschen sind von dem Schimmer dieses Namens immer viel weniger berührt worden. Gewiß, das Kaiserreich war dahin; aber ein großes Volk trägt die Verantwortung für die Staatsform, in der es lebt, jede Generation übernimmt die Schuld der früheren und nach uralter Lehre werden die Sünden der Väter heimgesucht an Kind und Kindeskind. Um so mehr ließ man sich im übrigen Europa vom Glanze des republikanischen Namens blenden; ein großer Theil unserer bisherigen Freunde wurde uns abtrünnig, bestochen zum Theil durch Mitleid mit den Besiegten. Auch in dieser Hinsicht tritt mit Sedan eine Wende des Krieges ein. Jetzt glaubte mit Worten oder Thaten für unsere Gegner streiten zu müssen Jeder, der nur einmal sich an Völkerfreiheit berauscht hatte. Voran der alte Freiheitsheld Garibaldi, der verehrungswürdige, der Abgott seines Volkes, der der lockenden Göttin bis über ferne Meere gefolgt war, griff noch einmal zum Schwerte, um das gute, bewährte diesmal leider in den Dienst der Phrase zu stellen. Auch das stammverwandte Volk jenseits des Canals, das so gern

zum eigenen Vortheil den Anwalt der Unterdrückten spielt, muthete den deutschen Heeren zu, daß sie nach all den unsäglichen Opfern vor dem neuen Titel des französischen Staates Halt machen sollten. Da erhob sich der Mann, der zu allen Zeiten unser bester Freund gewesen ist, der Mann keltischen Blutes und puritanischen Glaubens, Thomas Carlyle.

Wahrlich kein Kranz von deutscher Hand war besser verdient als der, den unser Kaiser noch vor wenig Wochen auf das Grab dieses Schotten niedergelegt hat. Der begeisterte Interpret Schiller's und Goethe's, der unseren großen Dichtern ins Herz sah und darin erkannte, was mehr werth war als ihre Kunst, die dem Puritaner wenig galt, die großen und guten Menschen — der Interpret unserer Dichter hat auch mit dem Prophetenauge des großen Historikers von Weitem her die weltgeschichtliche Mission Deutschlands und den deutschen Beruf Preußens erkannt. In Bismarck kam ihm diese Zukunft leibhaft herangeschritten, er sah in ihm — die klassische Periode unserer Literatur so in die klassische unserer Politik hinüberleitend — er sah in Bismarck den Fortsetzer von Goethe's Werk, bestimmt die feindlichen Gewalten der großen Revolution zu besiegen und eine neue bessere Zeit herbeizuführen. Zürnend hat er darüber zu seinen ungläubigen Landsleuten geredet in der Weise der Propheten des alten Bundes: seinem

in der Gegenwart die Vergangenheit, seinem überall das Uebersinnliche suchenden Blicke erschien dieser Krieg als das Weltgericht, das über das sündige Frankreich hereinbrach. Dank, ewiger Dank gebührt ihm, daß er der trivialen Ansicht entgegengetreten ist, die in der Geschichte nur ein Rechenexempel der Statistik sieht; Dank, ewiger Dank gebührt ihm, der uns wieder gelehrt hat, an große Männer zu glauben, die mehr sind als ein bloßes Produkt der Umstände, die gleich Himmelsboten aus der schweigenden Unendlichkeit in dieses Dasein treten und mit neuer Wahrheit den alten Irrthum, den Schein, die Lüge zerbrechen. Mit der Ehrfurcht, die er von Allen fordert, die er aber namentlich — auch hier nur einen Goethe'schen Text erläuternd — von der Jugend fordert, treten auch wir vor die großen Männer dieses Krieges.

Rufen wir sie uns wieder vor die Seele, wie wir sie kannten, unseren ehrwürdigen Heldenkaiser, zu Seiten die hohen Gestalten Bismarck's und Roon's und auf ihn gerichtet das feine durchgeistigte Antlitz Moltke's. Das war mehr als Kaiser Karl und seine Paladine. Das war nicht bloß ein Treuverhältniß zwischen Herr und Diener, nicht bloß eine Waffenbrüderschaft, sondern ein Bund, tiefgegründet in der freien Persönlichkeit der Einzelnen und zusammengehalten durch die edelsten Empfindungen, ein Bund

geschlossen Angesichts der höchsten Aufgaben und geschlossen für dieses und, wofern es anging, für ein anderes Leben. Es waren grundverschiedene Menschen, die so zusammentraten zum Heile unseres Volkes: der gründliche Organisator und Systematiker Roon, der nur mit Mühe sich loswand von den Vorurtheilen seines Standes, der immer schweigende und über Alles denkende Moltke mit der zarten Künstlernatur, Bismarck, der Vulcan, einem jener Gewaltmenschen vergleichbar, wie sie uns vor Jahrtausenden Platon und dann wieder der große schottische Historiker geschildert hat, die das Alte und Faule in den menschlichen Institutionen unter die Füße treten und Kraft ihrer gottbegnadeten Natur neues Recht, neue Gesetze, neues Leben schaffen, und über diesen dreien in seiner milden Weisheit und ruhigen Festigkeit der fürstliche Herr, dem sich Alle beugten. Es waren grundverschiedene Menschen und doch ähnlich im Besten ihres Wesens. Es waren wahrhaftige Menschen, abhold jedem falschen Schein, jeder theatralischen Schaustellung, daher auch nicht an Worten, aber an Thaten reich; bescheiden, jeder in seinem Bezirke thätig, keiner die Kreise des Anderen störend. Es waren treue und pflichtvolle Menschen; der kategorische Imperativ des Königsberger Weisen, der schon 1813 für uns gestritten hatte, war in ihnen Fleisch und Blut geworden und half auch diesmal zu unserem Siege mit. Diese

wahrhaftigen, bescheidenen, treuen und pflichtvollen Menschen waren eben darum echt deutsche Männer. Ein Blick auf unsere Gegner beweist dies. Und so dürfen wir sagen ohne uns zu überheben und nicht um damit zu prahlen, sondern um uns immer und immer wieder an diesen Vorbildern unserer eigenen Art zu erbauen und zu stärken. Als echte Deutsche waren es Männer von einer tiefen Leidenschaft, nicht von jener oberflächlichen rasch aufbrausenden und rasch verfliegenden, sondern von jener verhaltenen und gebändigten, die allein die Vollbringerin großer Thaten ist, von jener Leidenschaft, die zum Charakter heranwächst. „Charakter haben“ aber „und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend.“ Diesen stolzen Kernsatz Fichte's haben in ihrem Leben und Handeln Kaiser Wilhelm, Bismarck, Moltke und Roon jeder auf seine Weise bewährt.

Das waren unsere Führer, ruhmgekrönte Männer, die sich jetzt den letzten reichsten Lorbeer um ihre Schläfe wanden, Männer, getragen von der Erfahrung eines langen Lebens, nicht mehr jung an Jahren, aber von jener Jugend, die uns nie entfliegt, die keine Rücksicht auf sich selber kennt und darum auch jeder äußeren Noth des Lebens gewachsen ist. Um sie drängte sich ein reiches, glänzendes Gefolge von Fürsten und hohen Herren aller Art. Wahrlich abermals eine Campagne in Frankreich, und auch diesmal war ein

großer Dichter dabei, der in den Ereignissen der Gegenwart den Geist der Weltgeschichte ahnte, der mit sinnendem Blick in Miene und Wesen seiner lieben Deutschen las und darin, die Jahrhunderte überschreitend, die immer gleichen Züge ihrer germanischen Vorfahren, die Züge ihrer Ahnen erkannte. Wahrlich abermals eine Campagne in Frankreich und doch ganz anders: nicht ein wirres Durcheinander hierhin und dorthin rufender Stimmen, hierhin und dorthin drängender halber Entschlüsse, sondern alles Einzelne von einem hohen Künstlergeist entworfen und gezwungen unter das eiserne Gebot eines einzigen mächtigen Willens. Ganz anders auch durch Geist und Sinn, durch die Art des Heeres, das seinen Führern folgte: nicht eine bunte Masse aus allerlei Volk wälzte sich diesmal daher, sondern das ganze waffengewaltige Deutschland war es, das dröhnenden Schrittes den französischen Boden betrat. Und was nun Alles in diesem Heere lebte, deutsche und allgemein menschliche Art in ergreifenden Zügen verkündend, das hat kein Historiker aufgezeichnet und wird es nicht aufzeichnen. Wie das Leben des Einzelnen verrinnt, so schwindet es aus dem Gedächtniß. Und doch wer es erlebt hat, darf und soll davon reden.

Von allen Seiten kamen sie zusammen, der Bauer vom Pfluge, der Arbeiter aus seiner Werkstätte, der Künstler, der Gelehrte, Aeltere und Jüngere. Sie

marschirten nicht bloß im gleichen Tritt und gehorchten denselben Befehlen. Am Bivouakfeuer, im Quartier, im Lazareth lebten sie ein gemeinsames Leben wie Glieder einer Familie: nun erst, da ihn das Schicksal mit gänzlich Ungebildeten zusammenführte, wurde der Gebildete inne, was für Schätze des Wissens Studium und Umgebung in ihm angehäuft hatten, nun erstaunte er aber auch über den Wissenstrieb solcher, die aller Wissenschaft fremd waren, des Müllerknappen, dem Scipio und Hannibal als Muster soldatischer Bravheit vorleuchteten, des Webers, dem die große Gestalt eines Leibniz als dunkeler Schatten vorübergewandelt war. Wie viel Bildungstrieb, aber was mehr ist, wie viel Redlichkeit und Opferwilligkeit war in diesen einfachen Menschen! Der Krieg ist die Ursache unsäglichen Elends; aber er kehrt auch das Innerste der menschlichen Natur heraus und bringt dabei zwar viel Gemeines und Widerwärtiges, aber unendlich viel mehr Großes und Gutes zu Tage. Die Tugend ist doch kein leerer Wahn. Sie bedarf nicht der Stützen durch Philosophie und Theologie. Diese einfachen Menschen thaten, was recht ist, mit einer ängstlichen Strenge, die auch dem rigorosesten Moralisten würde Ehre gemacht haben; sie thaten es, ohne sich dabei viel zu denken, weil sie es ihrem innersten Wesen nach nicht anders konnten. Und ebenso gingen sie ganz natürlich und freudig in den Tod, ohne jemals über

die Pflichten des Einzelnen dem Ganzen, dem Staate gegenüber gegrübelt zu haben. „Im Felde da ist der Mann noch was werth." Man lernte sich als Menschen achten. Da war kein Klassenneid: da theilte Jeder mit von dem, was er hatte, das geistige wie das leibliche Brod. Man lernte auch, wie wenig der Mensch übrigens zu seinem Glücke bedarf, sobald er nur seinen Beruf hat und von einem großen Gedanken geleitet wird.

So überbrückte der Krieg die Standesunterschiede, wie er auch über alle Trennung der deutschen Stämme hinweg ein neues festes Band schlang. Der Bayer und Schwabe, Märker, Pommer und Sachse und wie sie alle heißen, in denen das eine deutsche Wesen verschiedenfarbig ausstrahlt, sie wurden jetzt gute Kameraden und Manche, die nur ein Mal in großer Stunde sich gesehen hatten, blieben doch durch diese Erinnerung für ihr ganzes Leben verbunden.

Ja, auch in diesem Kriege, der keinen Tyrtaios, keinen Schenkendorf, Arndt und Körner hervorgebracht hat, dem die Musen nicht hold gewesen sind, war doch eine tiefe Poesie, wie immer, wo mächtige Leidenschaften ein Volk erregen und eine große Idee in das Leben der Einzelnen hineinleuchtet. Und wenn diese Poesie keinen lyrischen Ausdruck fand, wenn das Lied vom schwarzen Adler allein steht und seines Gleichen nicht hat, so war es nur deshalb, weil alle Lyrik zu

ihrer breiteren Entfaltung eines schmerzlichen Grundes bedarf, die Poesie dieses Krieges aber eine Kette von Jubelhymnen hätte werden müssen.

Nach einem unerbittlichen Naturgesetz folgt wie in der Literatur so in der Wirklichkeit des Lebens auf die Poesie die Prosa. Der Friede war eingeläutet, die Truppen zogen heim, mit Jubel bewillkommt, mit Ehren überschüttet. Nun galt es, den Namen des Kaisers, den Namen des Reichs in feste geordnete Wirklichkeit zu verwandeln. Eine schöpferische That folgte der andern, und wie alles Schaffen, so war auch dieses ein freudiges. Es war wirklich Frühling geworden im Reiche, an allen Enden blühte und grünte es. Die Diplomaten verdarben diesmal nicht, was das gute Schwert errungen, und unser Volk befleckte sich nicht nach seinem Freiheitskampf mit schnödem Undank wie das griechische, das seinen größten Staatsmann von sich stieß. Und doch, bald konnte, wer etwa wieder an der Hand des schwäbischen Sängers die Geisterfahrt antrat durchs deutsche Land, die Zeichen einer andern Stimmung, die Zeichen scheinbar einer neuen Zeit bemerken. Es waren häßliche Zeichen. Die hehren Tugenden des Krieges schienen sich in ihr Gegentheil zu verkehren. Die noch soeben einträchtig der großen Sache gedient, fingen nun wieder an nach alter deutscher Unart auf ihre Sonderrechte zu pochen, den Stamm, den Stand,

die Partei über das Ganze zu setzen. Neid und Eifersucht schoben sich zwischen die eben Vereinigten. Auch wo ewiger Friede sein sollte, war erbitterter Streit: die Religion, die draußen im Felde zum Wohle des Vaterlands und zum Segen der Einzelnen ohne Unterschied der Confessionen ihres heiligen Amtes gewaltet hatte, haderte nun wieder in sich selber und gegen den Staat. Durch das ganze Volk, das doch die größten Entbehrungen willig ertragen, verbreitete sich eine unerhörte Genußsucht. Und deshalb und weil nicht alle Blüthenträume reiften, zehrt Unzufriedenheit wie Gift an Leib und Seele unseres Volks. Schon tastet sie mäkelnd und nörgelnd auch an die edelste Frucht der großen Zeit: was Jahrhunderte deutscher Geschichte ersehnt, was in einziger Zeit durch ein einziges Zusammenwirken von Fürsten und Völkern war erreicht worden, ein einiges, mächtiges Deutschland, das soll nun wieder weggeworfen werden wie ein bereits verbrauchtes Spielzeug und an die Stelle des nationalen geschichtlich begründeten Staates der Deutschen das alte Chaos treten oder ein Zukunfts-Phantom, das aller Geschichte Hohn spricht.

Soll die Zeit wiederkehren, da der männlichste unserer Klassiker es aussprechen durfte, daß Patriotismus nur eine heroische Schwachheit sei? Eine Generation wächst heran, die nicht mit am Werke

war, eine Generation, die nicht mit hat werden sehen was wir heute feiern, eine Generation, die nicht mit empfunden hat was wir damals empfanden. Individualismus und Kosmopolitismus lauern, um sie dem Staatsgedanken zu entfremden. Lauter als je muß das Evangelium des nationalen Staates verkündet werden. Einfacher und ergreifender ist das Verhältniß des Menschen zum Staate seiner Heimath niemals dargestellt worden, als durch den attischen Weisen, der, obgleich ungerecht verurtheilt, die Gelegenheit zur Flucht abwies und so den Gesetzen seines Landes treu und gehorsam blieb bis in den Tod. Das Leben und Sterben des Sokrates erhebt Protest gegen den verruchten Grundsatz, daß nur da des Menschen Vaterland sei, wo es ihm gut geht. Heilige unzerreißbare Bande sind es, die uns an den vaterländischen Staat knüpfen. Erst im Staate wird der Mensch zum Menschen, die Nation zur Nation. Wir waren nur Kinder, begabte Kinder, da wir auf der Höhe unserer Literatur und Dichtung standen, und jetzt erst sind wir Männer geworden, die eine Ehre haben, die auch von anderen Nationen geachtet wird. Unsere Flagge weht auf allen Meeren, unser Heer steht gerüstet jedem Feind zu begegnen, ein mächtiger Wille in gesetzliche Bahnen gelenkt gebietet über das weite Reich. Wir dürfen wohl Freude haben am Vaterlande, die uns hinaushebt über das

Partei-Gezänk und -Getreibe des Tags, die uns — wenn wir nur verstehen mit unserem Dichter im Ganzen zu leben — hinaushebt auch über manches Elend des Einzeldaseins.

Viel ist geschehen, viel geschieht und noch viel mehr muß geschehen zum Ausbau unseres Reichs. Und es fehlt nicht an Händen, die sich eifrig dazu ausstrecken. Wie immer wenn ein Volk durch gewaltigen Kampf in der Tiefe erregt war, ist die Bewegung nicht auf einmal mit der Friedensurkunde gehemmt, sondern unaufhaltsam, wogend und brausend, strömt sie weiter auch in die folgende Zeit. Alles soll neu werden im neuen Hause. Das Umgestalten und Bessern nimmt kein Ende. Je mehr man erreicht hatte, desto höher spannt man naturgemäß die Forderungen. Hitze und Unverstand begehen tausend Fehler. Wie gut gelaunt aber der Zeitgeist ist, zeigt der Humor, den er zwischendurch walten läßt: so wenn er in unserer alten Haupt- und Heldensprache, der Sprache Schiller's und Goethe's, mit dem puristischen Kehrbesen herumfegt, oder wenn er, Taschenspielerkünste treibend, die nationale Erziehung der Deutschen unter der Hand in patriotische Dressur verwandelt. Das sind Blasen, die wieder zergehen. Dem Ganzen geschieht dadurch kein Schade so wenig als durch den Geist, der stets verneint und in einer großen Partei uns immer zur Hand ist, das Gewissen zu schärfen. Freuen wir uns

vielmehr, daß wir in eine Zeit der Bewegung und nicht des dumpfen Stillstands gekommen sind, daß wir überall Trieb und Freiheit finden uns zu entwickeln. Wenn irgend etwas, so ist dies ein Zeichen, daß wir trotz Allem und Allem im Grunde ein gesundes und starkes Volk sind, das seine Rolle in der Weltgeschichte noch nicht ausgespielt hat. Wir werden auch schwere Irrthümer und mancherlei Unheil überwinden und sollen sie überwinden. „Es ist nicht anders: wenn ihr vergeht, muß die ganze Welt vergehen.“ Diese Worte rief der hochsinnige Redner seinen Deutschen zu, da diese eine sinkende Nation schienen und Grund hatten, an aller Zukunft zu verzweifeln. Um so mehr siege derselbe Muth, der aus diesen Worten spricht, in uns, die wir auf die Thaten von 1870 als auf jüngst vergangene zurückblicken, und getrost wollen wir uns sagen, daß wir noch immer der welthistorischen Aufgabe gewachsen sind, den festen Kern des alten Welttheils zu bilden. Die Baumeister freilich unseres Reiches sind dahin bis auf den einen, den meisterlichsten von allen, der noch als der gute Geist seines Volks sorgend über dessen Geschick wacht und nicht aufhört, aus der Weisheit seines Alters heraus klugen Rath zu spenden. Nun ist es an uns, ihm, der uns zu einem Volk erzogen hat, Ehre zu machen, nach seinem Vorbild kühn die Aufgabe, die der neue Tag stellt, zu ergreifen und

vor Allem niemals, auch in trübster Zeit nicht, am Vaterland zu verzweifeln.

Die Zeit des patriotischen Rausches ist vorüber. Harte Arbeit ist uns beschieden auf allen Gebieten des Lebens, ins Einzelne gehend, oft klein und unscheinbar, ohne glänzende Erfolge, aber darum nicht minder zu Wohl und Frommen des Vaterlands. Es giebt ein Heldenthum auch des Friedens, ein Heldenthum unablässiger, strenger, in sich beglückter Arbeit. Wahrlich kein geringeres! Der Dichter sagt es uns, daß schön ist nach dem großen das schlichte Heldenthum.

In dieser entsagungsvollen Arbeit aber der ganzen Nation sollen die Universitäten das Beispiel geben. Nicht mehr wie früher stehen diese jetzt zum Leben des Volks. Es war eine Zeit, da dienten sie einer im Himmel thronenden Wissenschaft und nur wie von fern drang in ihren Bann das profane Getöse eines nationalen Kriegs oder zerschellte daran, wie an Klostermauern. Und nun 1870! Als der Ruf zum Kriege erging, als die Woge der Begeisterung über Deutschland schlug, da ergriff sie vor anderen mächtig auch die Universitäten. Pflichtig oder freiwillig zogen Lehrende und Studirende hinaus zu den Waffen oder zur Pflege der Verwundeten, Alle, um sich gemeinsam dem höchsten Dienst, dem Dienst des Vaterlandes zu widmen, um jetzt erst Commilitonen im vollen besten

Sinne dieses Wortes zu werden. Nun floß ihr Blut gemeinsam auf fernen Schlachtfeldern. So manche schöne Hoffnung der Wissenschaft wurde geknickt, Entwürfe und Entdeckungen sanken ins Grab; die Wissenschaft verlor, was das Vaterland gewann. Aber auch denen, die daheim blieben, gedieh die wissenschaftliche Arbeit nicht und grade den Besten am Wenigsten; sie empfanden in dem Sturme dieser Zeit Alle, was Newtons große Seele empfand, da er für ein unbedeutendes Vertrauensamt im Staate die wissenschaftliche Arbeit von Jahren dahingab, sie empfanden, wie wenig doch auch die höchste wissenschaftliche Leistung bedeute gegenüber den Gütern, die damals auf dem Spiele standen. Und Mancher von ihnen raffte sich auf, um mit Wort und Feder der großen Sache zu dienen, und über dem Kampf der Waffen entspann sich eine Geisterschlacht zwischen den Dienern der Wissenschaft diesseits und jenseits der Vogesen. Deutlich zeigte sich, daß die Universitäten aufgehört hatten, einen Staat im Staate zu bilden, daß sie nur einzelne Kreise des allgemeinen nationalen Lebens waren, in denen dieses sogar besonders kräftig pulsirte. Die Zeichen davon waren längst erschienen: seit die Universität Leyden glorreichsten Ursprungs das von der Stadt erbetene Geschenk war, das ihr der Oranier gewährte zum Dank der heroischen Vertheidigung gegen die Spanier; und seit Preußen die

Niederlage von Jena mit der Gründung der Universität Berlin beantwortet und hier einen Herd geschaffen hatte, an dem sich hell die Flamme des Freiheitskrieges entzündete.

Die Wissenschaft bleibt trotzdem international. Sie hät ihr Wesen unabhängig von Zeiten und Nationen. Der größte deutsche Gelehrte, Leibniz, lebte in der elendesten Zeit unserer Geschichte. Und doch wird auch sie aus dem nationalen Leben den allerkräftigsten Anstoß empfangen und hat ihn empfangen in Folge des Krieges und durch die Neugestaltung unseres Vaterlandes. Kühn vor allen erhob ihr Haupt die Wissenschaft von Sprache und Leben des deutschen Volkes, kräftig zog sie aus vaterländischem Geist den belebenden Athem, aus demselben Geist, aus dem sie durch Jakob Grimm war geboren worden. Die Geschichte hat sich von jeher ihre Historiker selber erzogen, seit Herodot und Thukydides das Steigen und Sinken der Perikleischen Politik, Polybios das Wachsen der römischen Weltherrschaft beobachteten, seit Gibbon am Fuße des Kapitols den Gedanken seines unvergänglichen Werkes empfing und seit der jugendliche Ranke im Donner von Auerstädt Preußens tiefsten Fall vernahm und als Portenser die herrliche Wiedergeburt des Staats und die welterschütternde Katastrophe Napoleons erlebte. Und welch ein Stück Geschichte hatten auch wir wieder erlebt! Nun schien es erst

werth, dem alten und wieder verjüngten Deutschland bis in seine Wurzeln nachzuspüren, im Lichte der Gegenwart gewann auch das längst Vergangene neue Bedeutung; begeisterten Sinnes aber erinnerten sich große Historiker des Satzes, daß der wahre Geschichtsschreiber die Geschichte seiner Zeit schreiben soll. Und als nun nach der Proklamirung von Kaiser und Reich die Neuordnung der Dinge begann, da erwuchsen in einer Masse wie noch nie in unserem Jahrhundert, wie auch nicht nach dem ersten Freiheitskampfe, neue Aufgaben, neue Probleme, deren Lösung der Jurisprudenz, den politischen und socialen Wissenschaften zufiel.

Jede große wissenschaftliche Leistung ist zugleich eine Leistung des Charakters. Und auch hier hat der Krieg die Deutschen erzogen. Eine größere Energie des Wollens und Handelns auch zu wissenschaftlichen Zwecken macht sich jetzt geltend. Oefter als früher tritt der Forscher, dem Zuge der Colonisation folgend, die Fahrt in ferne Welttheile an und öfter als früher verbinden sich die Einzelnen zu gemeinsamer Unternehmung. Die Wissenschaft spiegelt auch hier nur das allgemeine Leben des Volkes und wird mächtig in dessen Kreise gezogen. Mehr als früher wird sie in den Dienst des Lebens gezwungen, zu Popularisirung und praktischer Anwendung ihrer Resultate genöthigt, oft gewaltsamer als ihr gut ist; mehr als

früher aber erfrischt sie sich auch aus dem Leben durch Anschauung und Erfahrung.

Alles dies vollzieht sich unter dem Schutze von Kaiser und Reich und ist zum Theil nur dadurch möglich geworden. Noch immer sind wir Deutschen das Volk der Wissenschaft, das Volk, in dem das Ideal der Gelehrten-Republik erstand. Aber viel mehr als früher ist die wissenschaftliche Arbeit eine gemeinsam deutsche, sind die Universitäten deutsche Universitäten geworden. Der Schwabe und Bayer sucht die Weisheit nicht nur im eignen Hause, den Norddeutschen zieht es nach dem hellen frohen Süden, in regem Wechsel werden Lehrende und Studirende gegen einander ausgetauscht. Der Blick ist erweitert, viel kleinliches Wesen und Pedanterie aus den Hallen der Wissenschaft verjagt worden.

Als Burgen deutschen Wesens stehen so die Universitäten an den Grenzen unseres Reichs, vor Allen in der Westmark die jüngste unter ihnen, die in glänzenderen Gewanden einhergeht, als irgend eine ihrer Schwestern, so recht um unseren eifersüchtigen Nachbarn zu zeigen, daß Deutschland ein waches Auge auf diese Lande behält und nicht gesonnen ist, was es zu Rechten erworben hat, sich abermals entreißen zu lassen. Möchten nun die Universitäten auch rechte Universitäten im deutschen Sinne sein, so wie sie kurz vor der Gründung der Universität Berlin diejenigen

forderten, die die größten Lehrer der jungen Hochschule werden sollten, Schleiermacher und Savigny. Universitäten im deutschen Sinne sind solche, in denen die Wissenschaft nicht in einzelne Fächer und Fachschulen zerbröckelt, sondern in denen sie sich über die einzelnen Disziplinen hinweg zu einem hohen Dome wölbt, unter dem alle Glieder der Universität wie Kinder eines Geistes walten und als Mitstreiter zu denselben letzten Zielen sich einander verbunden fühlen. Universitäten im deutschen Sinne sind solche, in denen die wissenschaftliche Arbeit nicht geschieht, damit etwas „fertig gestellt" oder ein Lohn irgend welcher Art erbettelt werde, sondern in denen sie geschieht auf die ehrliche, gründliche, tiefgehende Weise, die ein Erbtheil ist unserer schweren deutschen Natur, die den Fremden wohl zum Spott gedient hat, die wir uns aber nur zur Ehre rechnen dürfen. Es war aus diesem Sinn heraus, daß deutsche Facultäten, sich selber ehrend, auf die großen Männer unserer jüngsten Vergangenheit die höchste academische Würde übertrugen: sie thaten dies nicht gedankenlos und nicht um dem Erfolg damit zu schmeicheln, sondern weil beide, unser größter Staatsmann und unser größter Feldherr, ihr Geschäft so meisterlich verstanden und es, immer den Blick auf das große Ganze gerichtet, so ehrlich und gründlich ausgeübt haben, so wie auch wir alles, was uns obliegt, verstehen und ausüben sollten.

In einer gährenden Zeit, wie die unseres jungen Kaiserthums ist, ziemt es wohl immer und immer wieder sich auf sich selbst zu besinnen und sich zu ermahnen. Das Ende des Jahrhunderts kommt heran. Abergläubische Gemüther wähnen den Anbruch einer neuen Zeit nahe bevorstehend. Als wenn die Geschichte in Zahlen speculirte! Drohend erhebt sich das Phantom der großen Revolution, um abermals wie vor 100 Jahren den Siegeszug zu beginnen. So meint man. Wir aber fürchten uns vor Gespenstern nicht. Wir halten fest an unserer deutschen Art, der treuen, gut kaiserlichen Art. Ja wir Deutschen sind ein treues Volk. Wir halten die Treue unseren großen Männern: einem Luther, einem Friedrich dem Großen jubelten wir dann am lautesten zu, als diese dem Untergange nahe schienen. Und treu haben wir auch immerdar zur alten heiligen Kaiserkrone gestanden auch durch die Zeiten hindurch, da sie mit Schmach bedeckt, besudelt war, da welsche Frechheit die Kaisergruft in Speier entweihte. Wer in die ehrwürdigen Dome unseres Mittelalters trat, wer den deutschen Strom hinabzog auf der alten Kaiserstraße, dem traten überwältigend entgegen die Zeugen vergangener Kaiserherrlichkeit; selbst dem Dichter der deutschen Revolution erschien er dort, „der große Karl, der Frankenheld, der seine Trauben segnet". Die glanzvolle Zeit der staufischen und sächsischen Kaiser lebte

fort im Gedenken des Nordens und des Südens, um die schwäbische Alb, um den Kyffhäuser zog das Sehnen nach ihr in Liedern und Klagen, schwäbischer und preußischer Dichtermund öffneten sich, sie zu preisen. Wie über Wolken ein göttliches Bild erschien in dunkler Zeit den Deutschen die Kaiserkrone zu Trost und Hoffnung. Nach dem Kaiser hatte der größte Genius des italienischen Mittelalters gerufen, daß er ein Retter komme seinem unglücklichen Volke, nach dem Kaiser rief aber auch der königstreue Sohn des deutschen Nordens, eben hierdurch in seinen Liedern mehr als irgend ein Anderer den preußischen Freiheitskampf zu einem deutschen weihend. So von deutschen Liedern, von deutschem Sehnen und Hoffen umsponnen, war diese einst römische Krone eine deutsche geworden. Im Donner des großen Krieges unter Trommelwirbel und Hörnerschall ist sie nun aus der Welt schwankender Träume wieder herabgestiegen auf den festen Boden der Wirklichkeit, begrüßt von wehenden Fahnen und blitzenden Waffen; das Heil der Deutschen ist mit ihr gekommen. Dank sei dem erlauchten Stamm der Hohenzollern, der sie ruhmvoll trägt und ferner tragen soll!

Jede Zeit hat ihre eigene Aufgabe, jede Zeit tritt aber auch das Erbe der vorangehenden an. Hierauf beruht die Continuität der Geschichte wie der Familie. Die Ehre des Vaters ist dem Sohn das theuerste

Vermächtniß, das er erhalten und mehren soll. An Sie, meine jungen Commilitonen, wende ich mich jetzt. Unsere Generation übergiebt Ihnen als theuerstes Vermächtniß Kaiser und Reich: nun vertheidigen Sie, woran die Ehre des deutschen Namens hängt, wenn nöthig, mit Ihrem Blute. Bei denen, die ihr junges Leben freudig für das Vaterland dahin gaben, deren Namen dort in Erz eingegraben stehen, ermahne ich Sie: sorgen Sie dafür, daß so theures Blut nicht umsonst geflossen ist. Sie sind die Hüter der Zukunft, thun Sie Ihre Pflicht: in Leben und Sterben sei's dem Vaterland, in Noth und Tod laßt nicht von

Kaiser und Reich!

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.









Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.